

Heimat – das war bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein nüchternes Wort: von Traulichkeit, Poesie und sentimentalem Glanz keine Rede. *Das* Heimat hieß es ursprünglich – *hämatti*, ein Neutrum, ist im Alemannischen noch heute gebräuchlich; aber auch das Femininum beliebt, im Grimmschen Wörterbuch nachzulesen, dem Begriff Heimat jahrhundertlang die sachliche, eher der Jurisprudenz und Geographie als der Volkskunde zugehörige Bedeutung.

Heimat – Geburts- und Wohnort, Herkunftsland und elterliches Haus: Polizei und Bürgermeisteramt, staatliche Hoheitsdiener und Notare hatten mitzureden, wenn es um Heimat ging; wenn, im Fall eines Hauses oder eines eingefriedeten Stück Lands (auch das *Heimat* genannt), Erbrechte berücksichtigt sein wollten; wenn der Älteste das Gut übernahm und die Jüngerer (die Untermieter erst recht) *heimatlos* wurden: wenn der Erbe *auf der Heimat blieb*, während sich die anderen in der Welt nach neuem Besitz umschauen mußten; wenn, vor allem, diejenigen ihre Heimatrechte anmeldeten, Handwerksgesellen und Dienstboten, Vagabunden, Gelegenheitsarbeiter und entlassene Strafgefangene, die *per se* als heimatlos galten: Während dem Bürgerstand ein zehnjähriger Aufenthalt in der Gemeinde das Heimatrecht sicherte, blieben Knecht und Magd und alles, was sonst noch «diente», ohne Aussicht auf Versorgung durch örtliche Kassen... ganz zu schweigen von jenem *eigentumslosen Pöbel*, Plebejern und Asozialen, die Jahr für Jahr vorstellig wurden, um einen Heimatschein zu ergattern.

Vergeblich natürlich, da es ja um Besitzlose ging, arme Teufel, von denen zu befürchten stand, daß sie, alt und ausgepowert, eines Tages der Gemeinde zur Last fallen würden – Menschen ohne Eigentum und ohne Heimat, denen selbst die Hochzeit verwehrt war; denn Heirat und Besitz gehörten zusammen: *Ein Gemeindebürger*, heißt es im württembergischen Bürgerrechts-Gesetz vom 4. Dezember 1833, *hat sich vor seiner Verhehlung gegen die Gemeindeobrigkeit über einen gewissen Nahrungsstand auszuweisen... Die Zulänglichkeit des Vermögens wird mit Berücksichtigung der verschiedenen persönlichen und örtlichen Verhältnisse im einzelnen Falle bemessen.*

Heimat, dies zeigt der historische Rückblick, war einmal ein strenges Wort; da wurde gezählt und geprüft und gerechnet (*das neue Heimath*, heißt es bei Gotthelf von einem Bauern, *kostet ihm wohl 10000 Gulden*), da schlossen schon Bagatellstrafen, wegen Betrug zum Beispiel, in den *sechs letzten, dem Aufnahmeantrag vorangegangenen Jahren* die Gewährung des Heimatrechts aus – und wäre es nach dem Reichsfreiherrn vom und zum Stein und dessen Freunden gegangen, so hätte sich, dank preußischer Rigidität, die Zahl der Heimatlosen zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts noch einmal drastisch erhöht: *Das Heimatrecht*, plädierte Stein im Sinne der Vorschläge seines *achtungswerten Freundes* Kunth, könne nur jemand erwerben, der zum ersten bescheidene Kapitalien aufbringen, zum zweiten Atteste über seine Moralität vorweisen könne und zum dritten in der Lage sei, *zu lesen, zu schreiben, bis zur Regel de tri einschließlich zu rechnen und einen einfachen deutschen Aufsatz zu machen.*

Sonntagsheimat – eine Erfindung von Bürgern

Heimat – eine Idylle? Gewiß nicht. Rauhe Wirklichkeit vielmehr, Amtsstuben-Realität, Elend im Doppelsinn des Worts (Unglück und Fremde) auf der einen, Privilegierung auf der anderen Seite: Kein Wunder, daß die Kirchenlieder, da es für jedermann *hinieden* Herberge nicht gab, so gern auf die *himmlische Heimat* – die wahre und allgemeine – verwiesen, die keine Fremdlinge, Asylanten und Ausgeschlossene kenne: die ewige Herberge der Christen, zu der auch – und gerade! – die Menschen von den *Hecken und Zäunen* gehörten.

Die Heimat mit Quelle und Wald hingegen, mit dem Mütterlein und den Trachten, der alten Linde und den rauschenden Bächlein: die Sonntagsheimat war eine Erfindung von Bürgern, die sich inmitten einer von wenigen Kapitalisten und vielen Industriearbeitern bestimmten Welt ein Refugium zu sichern trachteten, mit dessen Hilfe sie die Bedrohung von oben und unten, durch die Konzerne hier und die Proleten dort, zu kompensieren versuchten: Heimat als verklärtes Gestern, heile Welt und Relikt ständestaatlicher Ordnung im Zeitalter der Verstädterung, Industrialisierung, Vermassung.

Heimat: ein geschichtsloser Flecken, in dessen Bannkreis die gesunden und beharrenden Kräfte, Aristokratie und Bauerntum, den revolutionären Mächten des Proletariats und der neuen Bourgeoisie

*Wortlaut der Festrede, die Professor Dr. Walter Jens am Sonntag, dem 27. Mai 1984, im Weißen Saal des Neuen Schlosses zu Stuttgart gehalten hat aus Anlaß der Festveranstaltung «75 Jahre Schwäbischer Heimatbund».

zum Nutzen des deutschen Volkes widerstünden: das Gesunde dem Kranken, das kulturell Gewachsene dem Treibsand der Zivilisation, die familiäre Gemeinschaft jener Anonymität der großen Städte, in denen der einflußreichste Heimat-Ideologe, Wilhelm Heinrich Riehl, in seiner *Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik*, die Inkarnation des Ungeists erblickte: *Diese großen und kleinen Großstädte, in denen jene Eigenart des deutschen Städtewesens abstirbt, sind die Wasserköpfe der modernen Civilisation.*

Heimat: Das hieß, im Sinne Riehls, für das ökonomisch entmachtete, auf Ersatzbefriedigung im Reich der Poesie angewiesene Bürgertum soviel wie Hort der Sicherheit inmitten allgemeiner Anonymität – Symbol des Überschaubar-Vertrauten, Überkommenen und Wiedererkennungsfähigen in einer vom Kapitalismus bestimmten Epoche zunehmender Gesichtslosigkeit.

Heimat: die Garantie einer Ordnung, wo der Herr mehr als der Knecht und der Mann mehr als die Frau galt. Heimat: ein Reich, in dem, was geschichtlich und sozial bedingt war, sich als (vermeintliches) Naturgesetz auf den Begriff gebracht sah.

Heimatlos = vaterlandslos? Riehl gegen Virchow

Heimat-Kult, wie ihn die Agrarromantiker nach 1848 pflegten, bedeutete Rücknahme der Aufklärung, Absage an den Kosmopolitismus von Weimar, Kriegserklärung an die Adresse der modernen Zivilisation, Preisgabe des Proletariats mit seinem Internationalismus, der zu beweisen schien, daß die Begriffe *heimatlos* und *vaterlandslos* zusammengehörten.

Heimat – ein Kunst-Produkt, für das keine Wirklichkeit stand. Die Riehlsche Welt des Wahren, Echten und Guten, in der sich der gemeine Mann, der Bauer vor allem, *trotz aller Wühler und Heuler als erhaltende und ausgleichende sociale Kraft bewähre*, war schon deshalb Phantasmagorie, weil hinter der romantischen Vision von der Natur, in deren Ordnung der homo humanus sich verwirkliche, das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch, dem Herrschenden und Beherrschten, ausgeblendet blieb: Ein paar Sätze aus Rudolf Virchows Traktat *Mitteilungen über die in Oberschlesien herrschende Typhus-Epidemie*, 1847 publiziert, und der ganze Riehlsche Heimat-Spuk, die Evokation der ständestaatlichen Idylle, wo *Emancipation* als Fluch- und Verderbensformel erscheint, ist mit einem Schlag hinweggewischt – eine unheilige Legende, deren Ideologiecharakter sich im gleichen Augenblick zeigt, wo die Realität ins Blickfeld rückt – die Realität mit

ihren Spitälern, Auswanderungsbüros, Schnitterkasernen, Kirhhöfen und Wirtshäusern.

Hier Riehl und dort Virchow, hier der nationale Anwalt des Ständestaats, dort der liberale Demokrat: die – idealtypische – Gegenüberstellung verdeutlicht, wofür Heimat ausgegeben wurde, seit der Mitte des letzten Jahrhunderts, und was Heimat wirklich war: *gefeiert* als verlässlicher Ordnungsfaktor, der die bestehenden Besitzverhältnisse als naturgegebene repräsentiere, konnte – und kann! – Heimat in Wahrheit nur dort Herberge für jedermann sein, wo, mit Virchow zu sprechen, *volle und unumschränkte Demokratie* garantiert, daß es, mitten im Eigenen, keine Fremdlinge gibt und Heimat zu einem Bezirk wird, in dem Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung jedes einzelnen als Voraussetzung eines humanen Miteinanders fungieren.

Heimat, nochmals, war, bevor es zum Versatzstück bourgeoiser Festivität und einem sentimentalen Klischee verkam, einmal ein nüchternes, auf Besitzverhältnisse, Abhängigkeiten, Privilegien und Dienste aller Art verweisendes Wort – ein Wort, das, befreit von falscher Idyllisierung, eben diese Nüchternheit und Präzision zurückgewinnen mußte, ohne – darauf freilich kommt es an – den echten und unverzichtbaren Glanz einzubüßen, die der Vokabel aus dem Bereich der Soziologie und Jurisprudenz den Doppelsinn gibt: Heimat, das ist ein Name, der den Notaren und Verwaltungskundigen in gleicher Weise wie den Dichtern gehört – nicht den Riehls und Roseggern natürlich, nicht den Gartenlaube-Autoren und den Verfassern von Heimatdichtungen um 1900 (und den Blut-und-Boden-Barden erst recht nicht), sondern jenen Autoren von Rang, deren Klarsicht und prophetischer Benennung wir die exaktesten Auskünfte über Glanz und Elend, Weite und Beschränktheit des Begriffs Heimat verdanken: exakt dank des von der Poesie inszenierten Wechselspiels von Kenntnis und Distanzierung, Authentizität und Verfremdung.

Poesie der Ausfahrer, Exilierten und Vertriebenen beschreibt adäquat Heimat

Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen: Der erste Satz der Fontaneschen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, vom Autor durch die Deklaration als Zitat nachdrücklich betont, könnte auch Hebels Kalendergeschichten, Kellers Zürcher Novellen, Hölderlins vaterländischen Gesängen oder Heines Wintermärchen als Motto und Leitmotiv dienen: In jedem Fall geht es darum, das Vertraute aus Abstand wahrer Sicht als bemerkenswert, besonders und überraschend zu deklarieren und dem

scheinbar Selbstverständlichen mit Hilfe nüchterner Distanzierung jene Objektivität zu verleihen, die der Autochthone, der niemals draußen war, notwendig verfehlt, weil er zu jenen gehört, von denen Hölderlin sagt, sie säßen *falsch anklebend der Heimath und der Schwere spottend der Mutter ewig im Schooße*. Nur die Poesie der Ausfahrer, Exilierten und Vertriebenen kann adäquat beschreiben, was Heimat ist –, nicht Dichtung der Nesthocker, die ihr heimeliges Glück im Winkel besingen, Provinzialität für Bodenständigkeit halten und dabei noch glauben, die großen, ihrem Land treu gebliebenen Sängere der Heimat, von Hebel bis Fontane, für sich reklamieren zu können. Der Autor der Kalendergeschichten aber war kein alemannischer Idylliker, sondern ein Weltmann und Sohn der Aufklärung, der Französischen Revolution verpflichtet und eingeschworen auf kosmopolitische Ideale wie Urbanität und Toleranz, die ihn, Johann Peter Hebel vom Wiesental, zum Verteidiger der Juden und Anwalt der outcasts und Häretiker machte.

Heimat-Verpflichtung und Weltbürgerlichkeit schließen einander nicht aus: ja, sie bedingen sich gegenseitig. In welchem Ausmaß, das beweist – Exempel Nummer zwei – Theodor Fontane, ein Autor, der schon dank seiner Anglophilie unter allen deutschen Schriftstellern vor 1900 der «größtstädtischste» war und eben deshalb den Geist der Provinz, mit seinem Nebeneinander von Idealität und Lächerlichkeit, wie kein zweiter auf den Begriff bringen konnte. Da fuhr einer weit aus, litt unter Heimweh (*Die Heimat ist zu fern*, heißt es in einem Brief an die Mutter aus England, *wir sind eine Pflanze im fremden Boden; es nutzt nichts, daß man alle Sorten von Mist um sie her packt, sie geht doch aus, weil sie nun mal an anderes Erdreich gewöhnt ist, und wenn es auch nur der vielverschiedene märkische Sand wäre*), da plagte sich einer ab, fern von Berlin, den Havelseen und allen Schlössern Brandenburgs, und wußte doch genau, daß ohne Heimweh, ohne Sich-Umtun in der Fremde, ohne große Fahrt und Segel-Setzen in fremden Gefilden Heimat nicht zu haben ist: *Die Fremde... lehrt uns nicht bloß sehen, sie lehrt uns auch richtig sehen. Sie gibt uns... das Maß für die Dinge.*»

In der Tat, das ist ein bewegender Vorgang, wie da eine kleine Schar von Poeten aus der Erfahrung des Anderen und Fremden (auch wenn es nur in Karlsruhe lag: weit genug, immerhin, vom Wiesental) das Eigene mit einer Intensität ins Blickfeld rückte, die sowohl den Nur-Daheimgebliebenen als auch den Nur-Kosmopoliten versagt war: versagt den Stillen im Lande in gleicher Weise wie jenen Wanderern, die sich, mit Goethe, für *umhergetrieben* erklärten, nicht bereit, wie Seine Excellenz aus Wei-

mar verlauten ließ, *sich irgendwo anzusiedeln*. Verärgert über die Impertinenz des Frankfurter Magistrats, der ihm zumutete, Hypotheken-Zinsen aus dem großväterlichen Vermögen zu zahlen, bat Goethe um Entlassung aus seiner Gemeinde, *womit – ohne Bedauern an der Ilm – der Name des Geheimen Raths dahier ausgelöscht und dreißig Kreuzer dafür verrechnet*.

Heimat – für Hölderlin ein Schlüsselwort

Wie anders da Fontane mit seinem zähen Beharren auf hugenottischem Märkertum, wie anders, er vor allem, Friedrich Hölderlin, der es, wie Wolfgang Binder gezeigt hat, für einen Verrat des Poetenamts hielt, der Heimat die Treue zu brechen – für einen Verrat aber auch, die Väterwelt als verfügbaren Besitz auszugeben statt in ihm ein Stück Paradies zu erkennen, dessen Pforten sich nur dem Heimkehrenden öffneten: Allein aus der Ferne, so die Maxime desjenigen, der, wie die Gedicht-Überschriften beweisen, *Heimat* zu den Schlüsselworten seines poetischen Weltverständnisses zählte... nur aus der Ferne, in der Sehnsucht des Abwesenden, nur im Konjunktiv und der Frage- und Wunschform lasse sich, im freiwillig gewählten Exil, Heimat angemessen evozieren:

*Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm auch ich zur Heimat, hätt' ich
Güter so viele, wie Leid geerntet.*

*Ihr teuren Ufer, die mich erzogen einst,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?*

Käm und hätte und wenn: Nie ist in der deutschen Literatur Heimat als das große Voraus: als künftige Herberge und als utopischer Besitz, wenn die Zeit sich erfüllt hätte, mit jener Inständigkeit beschworen worden wie in Hölderlins Gedichten *Die Heimat*, *Rückkehr in die Heimat*, *Heimkunft*, *Die Wanderung* oder *Ihr sicher gebaueten Alpen*: Ergreifend zu sehen, wie, aus der Distanz erlittener Ferne, das Kleinste sich mit dem Größten verschwistert und im gleichen Atemzug der Kaukasus und der Spitzberg, nahe bei Tübingen, der Archipelagus und das glückliche Stuttgart, Patmos und der Schwarzwald, Asien und die Weinsteig anschaulich werden: *wo ich begraben liegen dürfte, dort, wo sich die Straße bieget... um die Weinsteig, und der Stadt Klang wieder sich findet drunten auf ebenem Grün stilltönend unter den Apfelbäumen*. Die Sprache des Heimwehs zeigen Hölderlins geographisch bis ins winzige Detail hinein stimmige Bil-

der . . . die Sprache des Heimwehs ist exakt: wie sehr, das verdeutlicht jene Emigranten-Poesie, zwischen Vormärz und Faschismus, in der die Heimat-Vision des um seiner dichterischen Sendung willen aus eigenem Entschluß Exilierten zur Klage der aus Deutschland Verjagten und Verbannten wurde: zum großen j'accuse jener Republikaner, die, anfangs in Paris oder Zürich, ein Jahrhundert später in aller Welt darzustellen versuchten, was es bedeutete, wenn, anders als in Hölderlins Fall, die Vertriebenen der Heimat die Treue hielten, aber die Heimat nicht ihnen: *Glücklich sind die*, heißt es in Heines Börne-Buch, *welche in (Deutschlands) Kerkern . . . ruhig dahinmodern . . . denn diese Kerker sind eine Heimat mit eisernen Stangen, und deutsche Luft weht hindurch, und der Schlüsselmeister, wenn er nicht stumm ist, spricht die deutsche Sprache . . . Es sind heute über sechs Monde, daß kein deutscher Laut an mein Ohr klang, und alles, was ich dichte und trachte, kleidet sich mühsam in ausländische Redensarten . . . Ihr habt vielleicht einen Begriff vom leiblichen Exil, jedoch vom geistigen Exil kann nur ein deutscher Dichter sich eine Vorstellung machen, der sich gezwungen sähe, den ganzen Tag französisch zu sprechen, zu schreiben, und sogar des Nachts am Herzen der Geliebten französisch zu seufzen.*

Jean Améry, Bert Brecht und Alfred Mombert:
Sie zehret die Heimat

Da wird, anno 1840, antizipiert, ein bißchen kokett, gewiß, ein wenig präventiv in der halb amüsanten, halb tieftraurigen Selbstdarstellung des auf eine Ersatz- und Flucht- und Zweitsprache angewiesenen Poeten . . . da wird vorweggenommen, was ein Jahrhundert später Klageschrei, Verfluchung, Ohnmachtsbekundung jener Emigranten werden wird, die von einem Tag zum anderen nicht nur keine Heimat, sondern keine Geschichte mehr hatten.

Die Vergangenheit war urplötzlich verschüttet, heißt es in Jean Amérys Essay *Wieviel Heimat braucht der Mensch?* (einem Traktat, der in jedem Lesebuch stehen sollte), *man wußte nicht mehr, wer man war*. Heimat als Sicherheit verbürgender Bezirk, Heimat, die man, so Améry, haben muß, um sie nicht nötig zu haben; Heimat, von der ein Mensch um so mehr braucht – noch einmal Améry –, je weniger er davon mit sich tragen kann; Heimat als verlässliche Erinnerung, große Zukunfts-Vision und – als Feind-Heimat! – ekelerregende Gegenwart: ex negativo, aus der Perspektive der Heimatlosen, wurde in den Jahren des deutschen Faschismus die durch Distanz und Verfremdung gewonnene Erhellung vieler kleiner Heimaten, vom glückseligen Suevien Hölderlins bis zu Theodor Fontanes Mark, gleichsam poten-

ziert: Von Heimat, zeigte sich damals, wird nicht der Ausfahrer oder der freiwillig in die Fremde Gegangene, sondern ausgerechnet jener am verlässlichsten reden, dem die Rückkehr versagt ist, weil seine Heimat ihm – in der Muttersprache – den Scheidebrief ausfertigte.

Alles fließt von mir ab, schrieb der ins Lager gejagte Lyriker Alfred Mombert 1941 an einen Freund, *wie ein großer Regen . . . alles mußte zurückbleiben, alles. Wohnung, versiegelt durch die Gestapo. Ich mit meiner 72jährigen Schwester samt aller jüdischen Bevölkerung Badens und der Pfalz, samt Säugling und ältestem Greis binnen einiger Stunden zum Bahnhof . . . Ob Ähnliches je einem deutschen Dichter passiert ist?* Einem deutschen Dichter passiert: Da ist die Klage eines Mannes – Améry, Leidensgefährte Momberts, pointiert in seinem Essay die Schlußmaxime des von ihm zitierten Briefs . . . die Klage eines Mannes, der nicht einsehen mochte, daß es Zeitläufte gibt, in denen Gegenwart die Vergangenheit auslöscht, so daß der Exilierte, der Schriftsteller voran, ein für allemal heimatlos wird – einer Sprache beraubt, die mit der wirklichen Rede, dem Herren-Deutsch der Zeit, nur noch die Grammatik gemein hat: also wenig genug – und das bedeutet, daß einer, der, da er überlebt hatte, schließlich dann doch heimkehren konnte, nicht in die Heimat, sondern in die Fremde zurückkehrte: ein Besiegter, der denen, die ihm die Treue nicht hielten, am Ende als verhaßter Sieger begegnet: so wie Brecht es in seinem Gedicht *Rückkehr* auf den Begriff gebracht hat.

*Die Vaterstadt, wie find ich sie doch?
Folgend den Bomberschwärmen
Komm ich nach Haus.
Wo denn liegt sie? Wo die ungeheuren
Gebirge von Rauch stehen.
Das in den Feuern dort
Ist sie.*

*Die Vaterstadt, wie empfängt sie mich wohl?
Vor mir kommen die Bomber, tödliche Schwärme
Melden Euch meine Rückkehr. Feuersbrünste
Gehen dem Sohn voraus.*

Wie weit von Hölderlins Versen entfernt: der Brief Alfred Momberts, Amérys Heimat-Essay und Brechts Gedicht über die Rückkehr des Sohnes im Zeichen des Todes! Allein vier kurze Worte, notiert in einer Fassung für *Brot und Wein*, verweisen auf gemeinsames Empfinden des aus großer Ferne über die Heimat verfügenden Dichters und der heimatlosen, in Auschwitz ermordeten oder in die Fremde zurückgekehrten Poeten des zwanzigsten Jahrhunderts: *(Sie) zehret die Heimat*.

Ansonsten aber: Welche Diskrepanz zwischen den

von Vertrauen und gelassener Erwartung bestimmten Versen Hölderlins, der – immerhin – von sich gesagt hat, er müsse *wandern von Fremden zu Fremden* und den vom *Nie wieder werd ich Dich sehen, Heimat* bestimmten Deutschland-Dichtungen der Emigranten unter der Diktatur des Nationalsozialismus! Welche Kluft zwischen der Evokation einer freundlichen, auf wechselseitiger Treue beruhenden Heimkunft und der Beschwörung einer Wiederkehr, die auf Destruktion, Schuld und Vernichtung derer beruht, die aus eigenen Kräften ihr Joch nicht abschütteln konnten.

Einstmals: *O Stimme der Stadt, der Mutter! O du triffst, du regst Langegelehrtes mir auf! ... Ja! Das Alte noch ist! Es gedeiht und reifet, doch keines, was da lebet und liebt, lasset die Treue zurück.* Und, dagegen, ein Jahrhundert später: *Die Vaterstadt, wie empfängt sie mich wohl? Vor mir kommen die Bomber. Tödliche Schwärme melden Euch meine Rückkehr. Feuerbrünste gehen dem Sohn voraus.*

Wie ein Widerruf der Hölderlinschen Heimat-Vision, eine Revokation in düsteren Zeiten, nimmt sich das Brecht-Gedicht aus: *Rückkehr* als korrigierende Fußnote zur Elegie *Heimkunft!* Und doch ist das Problem, hier ins Zuversichtlich-Heitere, dort zum Widersprüchlichen, ja Paradoxen gewendet, das gleiche, wird Heimat nicht als Besitz, sondern als gefährdetes, bedrohtes, auf Bewahrung eines wechselseitigen Pakts angewiesenes Gut ausgegeben: ein Gut, das, wie die Emigranten-Dichtung unseres Jahrhunderts zeigt, verspielt und verramscht werden kann.

Zeitgenössische Literatur: Utopie Heimat

Die verkommene, unkenntlich gewordene, entstellte Heimat: ein Zentral-Sujet zeitgenössischer Literatur – entwickelt am Beispiel (und aus der Perspektive) von Heimkehrern, dem Ludwig Anatol Stiller Max Frischs zum Beispiel oder Dürrenmatts Claire Zachanassian – Heimkehrern, die durch ihr Anderssein (Hölderlin würde sagen: ihre *Treue zum Ursprung*) jene Gedächtnislosigkeit entlarvten, mit deren Hilfe die Daheimgebliebenen dort Kontinuität inszenierten, wo allein Trauerarbeit und Neubeginn der Utopie Heimat hätten gerecht werden können.

Man sieht: Konturierung des Eigenen, in seinem Glanz und seiner Erbärmlichkeit aus distanzierter Sicht – das bleibt, von Hölderlin über Fontane, Brecht und Anna Seghers (*Das siebte Kreuz*: Archetypus exaktester Heimweh-Dichtung!) bis zur Poesie unserer Tage Aufgabe für jede Literatur, die darauf abzielt, das Janus-Gesicht der Heimat zu zeigen:

mitsamt der Okkupation durch Anwälte eines engstirnigen und brutalen Provinzialismus (*Wir sind wir*: Devise aller falsch Anklebenden in Hölderlins Sinn), mitsamt der Verteidigung von seiten der Ohnmächtigen, aber auch der Schriftsteller als der berufenen Erinnerungskünstler vor allem, denen es um die Dialektik zwischen dem kleinen Zurück und dem großen Voraus, der Heimat für den einzelnen und der Herberge für jedermann geht.

Die Fremde (allein) lehrt uns richtig sehen: Das Fontanesche Diktum, durch Holocaust und millionenfache Vertreibung aufs grauenvollste bestätigt, bleibt gültig – gültig, andererseits, aber ebenso die Maxime, die da besagt, daß es dem Schriftsteller sehr wohl möglich sei, auch den umgekehrten Weg zu verfolgen und die Heimat nicht von der Welt, sondern die Welt von der Heimat aus, im Prozeß wechselseitiger Ergänzung und Relativierung des Kleinen und Großen, vor Augen zu führen: hüben die Polis und drüben, von ihr aus geöffnet, die bewohnbare Ferne. Hüben der bergende Grund, verlässliches Fundament und die Sicherheit im kleinsten Bereich (*so wie man die Muttersprache erlernt, ohne ihre Grammatik zu kennen* – ein letztes Mal Jean Améry –, *so erfährt man die heimische Umwelt. Muttersprache und Heimatwelt wachsen mit uns, wachsen in uns hinein und werden so zur Vertrautheit, die uns Sicherheit verbürgt*); hüben die Heimat im Sinne von elterlichem Anwesen und anvertrautem Gut; hüben, immer wieder, die Identifizierung von *Heimat* und *Mutter* – jener Mutter, wie sie Heine in *Deutschland, ein Wintermärchen* oder Stifter im Fragment seiner Autobiographie beschrieb (*... die Augen, die mich anschauten, die Stimme, die zu mir sprach, die Arme, die alles milderten. Ich erinnere mich, daß ich das «Mam» nannte*); hüben die Benennung des verpflichtenden Ersten, einer Messe, eines Gangs über den Hof, einer Landschaft am Fluß, und drüben, eingebracht dank plötzlicher Erweiterung des Beschränkten und Unscheinbaren ins Allgemeine, die große, dem Partikularen seinen Stellenwert im Rahmen einer mitgedachten Totalität gebende Welt: Da wird Stifters Oberplan, mit Mam und der Messe und einem Fenster, das den Blick ins Offene freigibt, zu einer Lokalität von archetypischem Rang, einer Region, wo das Licht über die Nacht triumphiert (*in meiner Erinnerung ist lauter Sommer*); da gewinnt das Gotthelfsche Haus den Charakter eines gewaltigen Turms, von dem aus mit der Nähe auch die Ferne überschaubar wird; da verwandelt sich, in Hölderlins Versen, die Neckarlandschaft am Rande der Alb, um Nürtingen herum, zu einem locus amoenus, der auf einen idealen, durch Raum und Zeit unbegrenzten Süden verweist: *Ihr milden Lüfte! Boten Italiens! Und du mit deinen Pappeln,*

geliebter Strom! Ihr wogenden Gebirg! O all ihr sonnigen Gipfel, so seit ihrs wieder?

Und dann Raabe, mit dem von ihm inszenierten Reigen, in dem *deutsche Provinz* mit dem *Tumurkieland* alterniert und der Heimkehrer Leonhard Hagenbucher remigriert aus Afrika, ein Extratänzchen mit jener autochthonen Bourgeoisie wagen muß, die der vermeintliche Heimat-Idylliker Raabe in einer Weise glossiert, die selbst den Spottvogel Heine im Pariser Exil zu einem da capo inspiriert haben könnte: *Das germanische Spießbürgertum*, schreibt, die Heimat an der Welt messend, Wilhelm Raabe im *Abu Telfan*, *fühlte sich dieser fabelhaften, zerfahrenen, aus Rand und Band gekommenen, dieser entgleisten, entwurzelten, quer über den Weg geworfenen Existenz gegenüber in seiner ganzen, Staats- und Kommunalsteuer zahlenden, Kirchstuhl gemietet habenden, von der Polizei bewachten und von sämtlichen fürstlichen Behörden überwachten gloriosen Sicherheit.*

Nähe, aus der Ferne verfremdet;
Ferne, aus der Nähe eröffnet

Heimatkunst im üblichen Sinne, idyllisierend, affirmativ, auf Wahrung des gesellschaftlichen status quo bedacht, ist dergleichen gewiß nicht; dafür spielt zuviel Republikanertum, Achtundvierzigergeist und Urbanität mit: alles das, was auch andere, von konservativen Ideologen so gern unter die Bewahrer heimatlicher Art gezählten Autoren, in Wirklichkeit weltläufig, vom Geist der Aufklärung geprägt und demokratisch sein läßt, einerlei, ob es sich noch einmal um den Citoyen und Obskuranten-Verächter Johann Peter Hebel oder jenen erliberalen Theodor Fontane handelt, der für die Dialektik von Nähe und Ferne, Heimat und Welt das treffendste Äquivalent aufgespürt hat, das es in der deutschen Literatur gibt: den stillen See Stechlin irgendwo in der Mark (*bei Rheinsberg und darüber hinaus*), der sich plötzlich zu regen beginnt und eine Fontäne aufsprudeln läßt, sobald sich irgendwo in der Welt, zwischen Island und Hawaii, etwas ereignet. Nähe, aus der Ferne verfremdet; Ferne, aus der Nähe eröffnet: So und nicht anders konstituiert sich, jenseits von Provinzialität und ubiquitärem, also poetisch belanglosem Kosmopolitismus, nicht Heimat-Literatur, aber Literatur, die, was Heimat bedeutet, auf den Begriff bringt – Literatur, aus der verbindlich zu ersehen ist, wie wenig dieser Begriff mit Idylle, Sonntäglichkeit und Romantik zu tun hat: wie viel, statt dessen, mit Elend und Ausbeutung, Armut und Enge – aber auch mit Geborgenheit und Verweiskraft über die Grenzen hinaus.

Heimat: Das ist Paveses Hügelland um Turin, Joycens Dublin, Bölls Köln und das Ingolstadt der Marieluise Fleißer; Heimat ist Kroetzens bäuerisches Bayern, Uwe Johnsons Mecklenburg und die Alb Peter Härtlings – Regionen, die in einem Augenblick an Valenz und über die Literatur hinausreichender Bedeutung gewinnen, wo der Begriff Vaterland deshalb endgültig obsolet geworden ist, weil er, im Gegensatz zu Heimat, die Deutschen beider Republiken auf künstliche: weil geschichtslose Gemeinwesen verweist. Kein Wunder, unter diesem Aspekt, daß es heute, hüben so gut wie drüben, zwar eine regionalistisch und sozialistisch akzentuierte, aber keine «vaterländische», keine deutsche Literatur mit, hier wie dort, unverwechselbaren Inhalten und spezifischen Eigenschaften nationaler Natur gibt: Die Tage, da der Sozialist Bertolt Brecht *Deutschland, die bleiche Mutter* besang, gehören in gleicher Weise der Vergangenheit an wie jene bürgerliche Epoche, deren Exponent, Thomas Mann, im *Doktor Faustus* den Schwanengesang der Kunst mit der Endzeit Deutschlands identifizierte.

Demokratie und Sozialismus:

Wörter für einen zu realisierenden Heimatzustand

Deutschland, das ist eine Vokabel aus dem Geschichtsbuch und, dazu, natürlich, ein Wort, das an Schuld erinnert, von deren Aufarbeitung das Mehr und Minder an gesellschaftlichem Ansehen so gut wie die moralische Existenz jedes einzelnen abhängen sollte. Aber Deutschland – ein Stück lebendiger Gegenwart? Vaterland, sei's hier oder sei's dort: ein Begriff, der auf spontane Übereinstimmung des Individuums mit dem Allgemeinen hindeutete? Die Frage zu stellen heißt, sie zu beantworten: Nein, diesen freiwilligen, nicht erzwungenen Konsens mit einem sich wie immer definierenden Vaterland gibt es hier und jetzt, zumal unter der Jugend, gewiß nicht: wohl aber die Bereitschaft, das Streben nach Selbstverwirklichung durch solidarisches Handeln zum Wohl einer Heimat zu transzendieren, deren Gedeihen mehr und mehr von den Sonderinteressen wirtschaftlich mächtiger Gruppen bedroht ist; wohl aber die gemeinschaftstiftende Einsicht, daß – Topos von der Gründung der Heimatschutzbünde bis zu den Deklarationen des Kölner Oberbürgermeisters Konrad Adenauer – ein gerade vom alten württembergischen Heimatschutzbund immer wieder angeprangertes kapitalistisches Bodenrecht, das Privatspekulationen geradezu provoziert, am Ende jegliches Sich-Identifizieren der Bürger mit ihrer Heimat verhindert; wohl aber das Wissen, daß allein das tätige und selbstbestimmende Subjekt,

nicht aber der Außengelenkte, von anonymen, über seinen Kopf hinweg gefällten Entscheidungen Abhängige Heimat haben kann; wohl aber die Meinung, daß, mit Martin Walser zu sprechen, Demokratie und Sozialismus zwei Wörter für einen irgendwann einmal zu realisierenden Heimatzustand sein könnten: einen Zustand, wo jedermann, da er im Kleinsten sein verlässliches und ungefährdetes Zuhause hat, auch im Großen, dem von Partizipation im Alltag geprägten Gemeinwesen, furchtlos sein kann.

Die Heimat der Einzelnen, dies ist am Ende – zum ersten – von den Poeten zu lernen, will eines Tages Haus werden (Ernst Bloch hat es mit biblischem Pathos in den letzten Sätzen des *Prinzip Hoffnung* beschrieben) – Menschheitshaus, das Raum für alle hat: Utopie des Irgendwann-Einmal, in der bisher noch niemand war.

Heimat – die zweite Lehre der Literaten – ist allein dort, wo Provinzialität durch weite Horizonte, Selbstbewußtsein durch Offenheit gegenüber den Fremden konterkariert wird; denn eine Heimat, wo die Flüchtigen: Asylanten und Gastarbeiter also, wie Dienstboten um 1800, wenn nicht noch schlechter, behandelt werden, hört auf, Heimat auch für die Autochthonen zu sein.

Und dann die dritte Lehre der Literaten: Es gibt, so Matthias Claudius, nicht nur ein Heimweh, sondern auch ein Hinausweh – Hinausweh, das immer wieder zur Gründung neuer, zweiter, besserer Heimaten führt, Winkelmanns römischer Heimat zum Beispiel oder Schillers Zuhause in Weimar: weitab in jedem Fall von aller Drangsal der Jugend – ein Zuhause, das an keinen Ort gebunden ist, son-

dern sich überall einstellt, wo Freundlichkeit, urbanes Gespräch und geselliger Austausch, erasmianisches Colloquium und die Causerie unter den Freien und Gleichen regieren: Heimat als Synonym für Menschlichkeit, die keine Grenzen kennt. Wie heißt es im *Fels-Weihegesang* des jungen Goethe? *Da wo wir lieben, ist Vaterland, wo wir genießen, ist Hof und Haus.*

Und schließlich das vierte und letzte: Welche, und wie viele, Heimaten einer auch haben mag. Zumal die Deutschen konnten, zumindest ein Jahrhundert lang, über zwei Regionen verfügen, wo sie sich heimatlich fühlten: die Herkunftsstatt und jenes Griechenland, bei dessen Namen, wie es in Hegels *Geschichte der Philosophie* heißt, dem *gebildeten Menschen in Europa, insbesondere uns Deutschen, heimathlich zu Muthe wird.* Wie immer jemand zu seiner einen oder den vielen, den gewesenen oder den kommenden Heimaten, den irdischen oder den himmlischen, stehen mag: Er müßte bedenken, daß es kaum einen Begriff gibt, der verfügbarer zu sein scheint und in Wahrheit, um in der Vielfalt seiner Erscheinungsformen begreifbar zu werden, größerer Gedankenanstrengung bedarf als das Substantiv Heimat.

Ein nüchternes und ein poetisches, also ein rätselhaftes Wort. Ein Wort, über das in den Spuren der Dichter nachzudenken bedeutet: sich des scheinbar Selbstverständlichen kundig zu machen, das, recht betrachtet, das Befremdlichste ist... und eben dies meint Hölderlin, wenn er im Brief an Böhlendorff, Dezember 1801, den Satz formuliert, der sein Glaubensbekenntnis enthält und zugleich die Quintessenz aller Heimat-Meditationen zieht: *Aber das Eigene muß so gut gelernet seyn wie das Fremde.*

RÜCKKEHR

*Die Vaterstadt, wie find ich sie doch?
Folgend den Bomberschwärmen
Komm ich nach Haus.
Wo denn liegt sie? Wo die ungeheueren
Gebirge von Rauch stehn.
Das in den Feuern dort
Ist sie.*

*Die Vaterstadt, wie empfängt sie mich wohl?
Vor mir kommen die Bomber. Tödliche Schwärme
Melden euch meine Rückkehr. Feuersbrünste
Gehen dem Sohn voraus.*

Bert Brecht

► Blick vom Friedhof auf die Speyrer Kirche in Ditzingen